
PHILOSOPHIE

♦ Ulrich, Ferdinand: Leben in der Einheit von Leben und Tod. Schriften II. Einleitung von Martin Bieler und Stefan Oster (Sammlung Horizonte. Neue Folge 32). Johannes Verlag, Freiburg i. Br. 1999. (XL, 384) Geb. Euro 24,50 (D) / Euro 25,20 (A) / CHF 48,00. ISBN 978-3-89411-358-2.

Vorliegender Band enthält vier Texte des Philosophen Ferdinand Ulrich, die zwischen 1969 und 1978 verfasst wurden und eine christlich inspirierte Phänomenologie der Endlichkeit des Lebens betreiben.

Nur der erste Beitrag (Leben in der Einheit von Leben und Tod, 1–143) wurde schon einmal veröffentlicht (Frankfurt 1973); er unternimmt eine existentielle Analyse der Verdrängung sowie der Annahme des Todes in der Gesellschaft. Eine echte Hoffnungsperspektive zeigt sich im vertrauenden Zugehen auf den Tod als jenes Phänomen, das „höchste Freiheit der Selbstbestimmung durch tiefste Ohnmacht der Selbstlosigkeit“ (106) ist: „Das Ja zum Tod als Ende ist die Antwort auf die unverfügbare Zukunft des Neuen. Die Hoffnung auf den Sieg über den Tod lebt aus dem Schon-angekommen-sein dieser Zukunft“ (31). Die Verdrängung des Todes hingegen lässt den Menschen jetzt schon aus dem Gleichgewicht geraten: „Die Verzweiflung ersetzt den negierten Tod durch die ‚Flucht nach vorne‘, durch das hoffnungslose Todeswagnis der Zukunft, die stumm und leer ist“ (54).

Der zweite Text (Der Tod in Erkenntnis und Liebe. Ein Fragment, 145–227) geht auf ein Manuskript aus dem Jahr 1969 zurück und wurde unter dem Titel „Leben im Angesicht des Todes“ im WS 1978/79 an der Universität Regensburg vorgetragen. Hier deutet Ferdinand Ulrich den Vollzug menschlicher Erkenntnis im Horizont der Todeserfahrung und entwickelt eine fundamentale Kritik von Sprache, die sich an bloßer Gegenständlichkeit, „Objektivität“ und Identität orientiert: „In jedem ursprünglichen Akt des Erkennens stirbt der Erkennende über sich hinaus: denn er übernimmt ein ‚anderes‘ Leben als die Form seines eigenen Selbstvollzugs“ (176). Gegen die Tendenz „der toten Vereinsamung gleichgültiger Selbstwiederholung“ (179) und eine Form von „Wissen“, das sich letztlich als „Beinhäus“ des Gewussten“ (193) erweist, zeigt Ulrich – in einem an

Adorno anklingenden Sprach- und Argumentationsstil – die Offenheit, ja Gebrochenheit des menschlichen Erkennens auf: „Jeder Akt der Erkenntnis durchläuft den Riss einer Metamorphose, die Figur einer Trennung im Vollzug des Ver-nehmens, – und deshalb einen Tod“ (188).

Im dritten Text (Die Dialektik von Leben und Tod im Phänomen der Kultur, 229–341) erfolgt eine intensive Auseinandersetzung mit Freuds Reflexion auf den Zusammenhang von „Kultur“ und menschlichem „Todestrieb“ – ein dialektisches, eigenümliches Verhältnis, das sich schwer auf den Begriff bringen lässt: „Das Leben kann den Tod nicht besiegen, weil es eine Erscheinungsform desselben ist“ (257). Interessant ist Ulrichs phänomenologische Analyse der „Scheinkultur“, jenes vergeblichen Bemühens, das aus „der Entselbstung des Menschen in der Barbarei des logisierten Seins“ (278) resultiert, aber die Einheit von Tod und Leben nicht herstellen kann: „Alles Ringen des Menschen, vornehmlich im Raum der Kultur, meint nichts anderes als die Wiederherstellung der primären ‚Befriedigung‘, die als solche zerbrochen ist und als neurotische Vermittlung von Leben und Tod (im Anfang der Freiheit) wiederkehrt“ (296).

Der letzte Text (Zeugen und Verursachen. Das Machen und die schöpferische Armut der suchenden Macht der Liebe, 343–361) knüpft an eine Erzählung des chinesischen Philosophen Dschuang-Dsi (365–290 v. Chr.) über einen Holzschnitzer an und übt in poetisch-meditativer Form massive Kritik an einer technisch-verfügenden Mentalität und Praxis, welcher Ulrich die Haltung des „nicht-suchenden Suchens“ gegenüberstellt: „Dieses Suchen ist der Weg der schöpferischen Leere, die Absichtslosigkeit des Schaffenden, dem von der anderen Seite das Gesuchte entgegenkommt, da er suchend das Sich-zeigen des Anderen von ihm selbst her vollbringt“ (359).

Der metaphorische und dialektische Sprachstil der Beiträge Ferdinand Ulrichs wird manche Leser herausfordern, aber es lohnt tatsächlich, sich – auch in kritischer Distanz – auf diese Überlegungen einzulassen; nicht umsonst heißt es schon im Vorwort zu diesem Band: „Wer glaubt, mit dem Leben schon ‚fertig‘ zu sein, es im Begriff hinter sich gebracht zu haben, der kann auf einem solchen Weg freilich nichts ‚Neues‘ erfahren“ (3).

Salzburg

Franz Gmainer-Pranzl